

# Aufenthalt in Lausanne, vom Oktober 1813 bis Januar 1814

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte**

Band (Jahr): **4 (1993)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rigi hatte er noch nicht gesehen, und nur der Weißenstein bei Solothurn, sagte er, biete unter den Schweitzerbergen, die er bisher erstiegen, eine ähnliche Aussicht dar.

## VII. Aufenthalt in Lausanne, vom October 1813 bis Januar 1814

Schon im vorhergehenden Frühjahr waren die Unterhandlungen mit Herrn Anton Frizzoni von Cellerina, Kaufmann in Bergamo, wegen der Annahme der Hofmeisterstelle für seine drei Söhne durch Vermittlung des Herrn Rathsherr Stephan Braun<sup>176</sup> und Professor Gautsch dahin gediehen, daß ich dieselbe, sobald mir möglich, übernehmen sollte. Bis zum Herbst wollte ich aber Herrn Fischer, der so gütig gegen mich gewesen war, nicht verlassen, und ein anderes halbes Jahr glaubte ich aus Gewissenhaftigkeit, noch an einem französischen Orte zubringen zu sollen, um mich im Französisch sprechen zu vervollkommenen. Ich konnte nämlich noch gar kein Italienisch und hielt daher für Pflicht, wenigstens das Französische, das ich schon in Chur angefangen und in Bern fortgesetzt hatte, indem ich Privatunterricht darin nahm, ordentlich sprechen zu lernen. Zu diesem Behufe entschloß ich mich auf eigene Kosten nach Lausanne zu gehen und daselbst den Winter mit Privatstudien und namentlich zur Uebung im Französischen zuzubringen. Meiner Aufsicht wurde ein junger Mann aus Chur, Anton von Jenatsch<sup>177</sup>, den ich von der Kantonsschule her kannte, durch seine Eltern anvertraut. Er kam zur verabredeten Zeit nach Bern, und von da aus reiste ich dann mit ihm über Murten, Neufchatel und Yverdon nach Lausanne. Auf der Reise erzählte ich ihm von den burgundischen Schlachten und vom Beinhaus in Murten und sagte ihm, daß wir wenigstens die Stelle ansehen sollten, wo es gestanden, denn die Franzosen hatten es 1799 verbrannt. Er war aber nicht aus dem Wirthshause zu bringen und fertigte mich freundlich damit ab, er glaube mir schon. In Grandson blieb ich einen Tag bei Hauptmann Rossat, dessen Töchter mich von Bern aus an ihn empfohlen hatten, und suchte die bedeutendsten Punkte der Schlacht näher kennen zu lernen.

In Yverdon sah ich zum ersten- und zum letztenmale Pestalozzi<sup>178</sup>, dessen Bild mir lebendig geblieben ist, ohne daß ich jedoch in besondere geistige Berührung mit ihm oder mit dem übrigen Personal des Institutes gekommen wäre.

Von Lausanne aus machte ich noch mit meinem Reisegefährten einen Ausflug nach Genf. Die Ueberschreitung der Mautlinie und das Unbehagen, in jener Zeit dumpfer Gährung jenseits des schweizerischen Gebietes zu sein, mochte die Ursache sein, daß der kurze Aufenthalt daselbst so unfruchtbar für mich blieb. Auch hatten wir die Thorheit begangen, diese Reise hin und zurück im Wagen zu machen, wodurch die schönen Ufer des Lemans und die Ortschaften und Gegenden, durch die wir kamen, kein so lebhaftes Bild in meiner Seele zurück gelassen haben, wie sie es sollten. Ueberhaupt haben sich mir die großen Vortheile des Fußreisens in mehr als einer Hinsicht sehr entschieden herausgestellt. Wenn auch müde vom Gehen, genießt man auf Fußreisen doch alles mit größerer Innigkeit; Eßen, Trinken und der Schlaf schmecken weit besser und werden erquickender; Land und Leute lernt man genauer kennen, indem man auf schönen Puncten weilt und sich umsieht und sich mit den Landleuten unterhält und so eine zuverlässigere Kenntniß von ihren Sitten und ihrer Denkweise gewinnt. Wehe dir dagegen, wenn du in einer Kutsche mit gewöhnlicher Gesellschaft zusammentrifft! Es gibt da kein Mittel, dich von sterblicher Langerweile zu retten, und von der Gegend bleibt dir immer nur ein falbes, schwebendes Bild. So ist es mir mit allen Gegenden gegangen, die ich zu Wagen durchfahren habe, während mir diejenigen, die ich zu Fuß bereiste, bis zum Alter ein frisches, lebendiges Bild von sich gelassen haben. Man sieht auch hierin, wie weise und gerecht die Vorsehung ihre Gaben vertheilt und wie großes Unrecht die im Grunde haben, welche sich darüber beklagen, daß sie das behagliche Reisen entbehren und sich dergleichen Genüsse versagen müssen.

Von Genf zurück, nahmen wir unser Logis bei Herrn Chavannes de la Borde<sup>179</sup>, in einer sehr liebenswürdigen Familie. Herr Pfarrer Chavannes versah eine kleine Gemeinde in der Nähe von Lausanne, und war ein thätiger, braver, in mancher Hinsicht jovialer Mann. «Pour être mieux servi», sagte er eines Morgens, «j'ai chassé un de mes domestiques.» Frau Chavannes wurde mir schon deßwegen lieb, weil sie mich an Frau Podestätin von Albertini erinnerte, mit der sie einige Aehnlichkeit und wie sie auch das Gehör verloren hatte. Sie war aber auch außerdem eine sehr sanfte, brave Frau, an der ich nichts auszusetzen gefunden hätte. Dann waren da vier Töchter, zwei davon erwachsen, von denen die eine, Louise<sup>180</sup>, etwas schief, aber sehr lebhaft und geistreich war. Sie dichtete recht artig, las gut vor und heirathete später einen netten jungen Mann, Candidat Christi[nat]. Die älteste Tochter, Marie<sup>181</sup>, war nicht im Hause, sondern bei'm Oncle, Professor Levade<sup>182</sup>, von dem sie erzogen und gebildet worden war. Sie übersetzte später englische Tractätchen und

lieferte den waadtländischen Mômiers<sup>183</sup> die erste geistliche Nahrung. Der einzige Sohn, Alexander<sup>184</sup>, war ein sehr schöner junger Mann, theologischer Student in der Academie, sang recht gut, spielte Guitarre und war einer der beliebten Helden in den Damen- und geselligen Kreisen. Tiefen Ernst verrieth er damals nicht, und sein Vater klagte oft über seinen Leichtsinn und seine Nachlässigkeit in der Erfüllung akademischer Pflichten. Er heirathete später eine fromme Engländerin und wurde eines der Häupter der Mômiers, weßwegen er lange, herbe Verfolgungen zu erdulden hatte. Seine Beschwerde darüber und Rechtfertigung habe ich in den zwanziger Jahren in der Allgemeinen Kirchenzeitung mit großem Interesse gelesen. Er muß wirklich ein ganz anderer und tüchtiger Mann geworden sein: diese Abhandlung verrieth Milde und innige Liebe und Aufopferungsfähigkeit für die christliche Wahrheit.

In dieser achtungswerthen Familie, durch welche wir auch mit anderen ihr verwandten und befreundeten Personen in vielfache Berührung kamen, ließ sich alles gemüthlich an, und ich fühlte mich in ihr sehr glücklich.

Persönliche Besuche in anderen Familien zu machen, sagte Herr Chavannes, sei vorläufig nicht nöthig, aber Visitenkarten müßten wir denen in's Haus schicken, deren Bekanntschaft wir zu machen wünschten. Er selbst bezeichnete die Familien, in die er uns einführen wollte, und die Karten wurden hingesandt. Demzufolge wurden wir dann öfters eingeladen zu Herrn Chavannes-Porta<sup>185</sup>, Bruder unseres Herrn Chavannes und ein ehrwürdiger, beliebter Stadtprediger; bei Herrn Chavannes-Renzi<sup>186</sup>, dessen junge Frau in Gesellschaften sehr hübsch sang und Clavier spielte; bei Professor Secretan, unserem Nachbar; bei Madame de Vaillères<sup>187</sup>, Schwester des Herrn Chavannes, die eine Tochter hatte, welche ich, ohne verliebt zu sein, doch in Gesellschaft am unliebsten vermißte; bei Fräulein Menge, einer schon etwas älteren Dame, die sich durch Schönheit des Gesichtes und der Gestalt nicht auszeichnete, aber durch ihre Sanftmuth, Bildung, Geist und Unterhaltungsgabe sehr liebenswürdig war und in deren Umgang wir mehr lernten als vielleicht in irgend einem anderen. Ich freute mich immer, wenn sie in der Gesellschaft erschien. Auch bei Pfarrer Cortin<sup>188</sup>, damals dem beliebtesten Stadtprediger, wurden wir eingeführt, bei Professor Carrard<sup>189</sup> und mehreren anderen.

Der Eindruck von diesen Gesellschaften, besonders im Familienkreise, war für mich höchst wohlthätig und erfreulich. Die Bewirthung war sehr einfach: Thee oder Caffeh mit Zwieback und später, zwischen neun und zehn Uhr, etwa Früchte und etwas Unbedeutendes von Backwerk. Zu diesen Familienzirkeln wurde immer die ganze Familie zusammen eingeladen. Die Kinder spielten in einem Zimmer unter den Augen und zum

großen Entzücken der Eltern; die erwachsenen jungen Leute unterhielten sich, eroberten oder suchten doch zu erobern und zu gefallen; die älteren Herren und Damen spielten ihre Partie, und so war jedes für sich à son aise, zugleich aber auch unter dem Einfluß der übrigen Altersclassen der Gesellschaft. Wie ganz anders und wie viel vernünftiger als in Chur, wo sich in Gesellschaft entweder nur Kinder mit Kindern, junge Herren und Damen für sich allein und unter den älteren Personen die Frauen für sich und die Herren auch wieder für sich zusammenfinden. Dadurch entsteht natürlich das Eintönige, Einseitige, Langweilige oder wohl auch Frivole in der Gesellschaft, während durch die obenangegebene Mischung alles anziehender und anregender wird und jede Classe von der anderen lernen kann, sich zügeln muß und zur gegenseitigen Erheiterung und Erhebung in hohem Grade beiträgt.

Die angenehmsten Abende waren für mich die soirées de musique. Sie begannen gewöhnlich mit einem Quartet, dann trugen die Virtuosen auf dem Clavier etwas vor, die Sänger und Sängerinnen gaben ihr Bestes preis, und man endigte mit Tanz. Oft dachte ich dabei an meine liebe Mutter, wenn die sehen sollte, wie vier, fünf Pfarrer Tänze spielten, während ihre Söhne und Töchter danach tanzten und zur Abwechslung auch sie selbst sich zu einem Walzer mit einer ihrer Frauen oder Töchter herbeiließen, was oft der Fall war. Ich stutzte selbst im Anfang darüber, konnte aber bei näherem Nachdenken nichts Unrechtes darin finden. Es war schön, sehr unschuldig, dem Reinen rein und gab nach den dortigen Sitten niemandem Aergerniß.

So feine Gesellschaften hatte ich in der That noch nicht genossen. Ich mußte die Artigkeit bewundern, mit der man sich auf ungenirte Weise begegnete, die Nachsicht, die man uns Fremden bewies, wenn wir Französisch sprachen, stockten oder Verkehrtes sagten, und mit welcher Feinheit man uns ganz indirect (und ohne es uns merken zu lassen) korrigirte. So sagten sie z.B. recht, was wir falsch gesagt hatten, ohne sonst etwas beizufügen, oder wenn wir einen Gedanken nicht zu Tage fördern konnten: «Oui, oui, je vous comprends, Mr., c'est cela, que vous voulez dire», und fügten dann das uns Fehlende hinzu. Wieviel humaner sind darin die Franzosen als die Deutschen, welche gewöhnlich, sobald sie auch nur von fern merken, daß einer nicht mundrecht spricht, gleich mit der eiteln Bemerkung da sind: «Sie sind wohl kein Deutscher?» oder «Sind ein Franzose, Italiener», und die Unterhaltung in einer Sprache beginnen, die sie oft gewiß nicht besser sprechen als jener die ihrige.

Diese Artigkeit und Feinheit im Umgange nahm mich in den ersten Monaten auch so sehr für die Franzosen ein, daß ich sie wirklich als eine

Art reinere, edlere Wesen verehrte und liebte. Erst nach und nach merkte ich, daß es eigentlich doch mehr Form, *politesse française* war, gleißnerische Oberfläche, in deren Tiefe sich eben so Gemeines wie bei uns Ungeschliffeneren bergen mochte.

In Lausanne nahm ich nun meinen ersten italienischen Unterricht bei einem piemontesischen Flüchtling, welcher sehr begeistert sprach und bald wieder nach Italien zurückkehren zu dürfen hoffte. Dann hörte ich in der Academie bei Professor Carrard über Naturrecht und bei Professor Develey<sup>190</sup>, dem berühmten Mathematiker, etwas über Kegelschnitte, beides mehr des Französischen wegen.

Der einzige Student, mit dem ich hier in nähere, wirklich freundschaftliche Berührung kam, war Merles<sup>191</sup> aus Genf, ein sehr artiger, gebildeter und fleißiger junger Mann. Mit Doctor Binder aus Meiningen<sup>192</sup>, glaube ich, der bei Chatlenat wohnte, einem sehr gebildeten, bereits älteren Manne, der schon Hofmeister gewesen war, hatte ich den meisten Umgang und habe in seiner Gesellschaft viele angenehme Stunden genossen.

Eine Sache, die mir in Lausanne sehr auffiel, war die Stadtordnung rücksichtlich des Predigens. Die Stadt hatte vier Kirchen und fünf Geistliche. Die gleiche Predigt trug nun jeder Prediger, [je]den Sonntag die Kirche wechselnd, nach und nach in allen vier Kirchen der Stadt vor, so daß er viermal in einem Monat dieselbe Predigt hielt, den fünften Sonntag predigte er dagegen gar nicht, sondern ruhete aus, hatte den *dimanche de repos*.

Es läßt sich wohl annehmen, daß diese Herren sich auch mit der Seelsorge und anderen Amtsverrichtungen nicht besonders werden angestrengt haben und daß es auch mit hiervon gekommen, daß erst die *Mômiers* in so großer Angst und später die freie Kirche in solcher Stärke hervortraten, denn jede Abnormität ruft auf die Länge ihren Gegensatz hervor. Die Geistlichen schienen mir zwar sehr orthodox, allein Beredsamkeit und schöne äußere Form galt doch in der Predigt für dasjenige, wodurch allein Ruhm zu erlangen sei.

Wie schön sich auch im Anfang in Lausanne die Dinge zur Erreichung meines Zweckes anzulassen schienen, so wandte sich doch bald das Blatt auf eine sehr unangenehme Weise. Die alliirte Armee rückte der Schweiz immer näher, die Monarchen waren in Basel, und die große Frage war, ob sie die Neutralität der Schweiz respectiren würden oder nicht. In Lausanne war man darüber in großer, ängstlicher Spannung, in der Stille war man auf Munition bedacht und wurden mancherlei Rüstungen vorgenommen. Einen starken Beweis von dem Hasse gegen Bern gab mir

ein alter, achtungswerther Mann, mein Hausherr. Sehen Sie, sagte er eines Tages, ich weiß, daß unter Bern gute Gerechtigkeit gehandhabt worden und sonst manches Gute gewesen ist, ich liebe auch die Schweiz und bin darauf stolz, ein Schweizer zu sein; würde mir aber keine andere Wahl gelassen, als entweder unter Bern zurückzukehren oder mit Frankreich verbunden zu werden, so würde ich letzteres wählen.

Eines Tages verbreitete sich die Nachricht, daß durch La Harpe's<sup>193</sup> Verwendung bei'm Kaiser von Rußland, die Neutralität der Schweiz anerkannt worden sei. Darüber ein unendlicher Jubel. Alles eilte von Haus zu Haus, Verwandte und Freunde aufzusuchen, die Nachricht mitzutheilen und sich gemeinschaftlich darüber zu freuen. Selbst auf der Straße hielten entfernte Bekannte an, drückten sich mit Lebhaftigkeit die Hände, nähere Freunde, Männer, Frauen, Junge und Alte küßten sich auf's herzlichste, und so kam mancher dazu, Personen einen Kuß zu geben, denen er sich sonst auf solche Weise je nähern zu dürfen nie geahnet hätte. Zwei oder drei Tage später traf aber die Nachricht ein, daß die Oesterreicher schon in Bern eingezogen wären. Welche Enttäuschung, welcher Schlag für die guten Waadländer! Welche Niedergeschlagenheit auf allen Gesichtern! Auf diese Nachricht hin kam ein alter, lustiger Hagestolz, Herr Grazie mit Namen, wenn ich nicht irre, nach la Borde, um von den Frauenzimmern den Kuß zurück zu nehmen, den er ihnen vor wenig Tagen gegeben hatte, da dieser, wie er sagte, doch vergebens gewesen sei.

Jetzt rückte aber das Corps von Buben<sup>194</sup> in Lausanne ein, und die salles de visite, in denen man sonst die schönen Abendgesellschaften gehalten, mußten in manchen Häusern mit Streue bedeckt und in Lagerstätten für das Militair umgewandelt werden. So hörte natürlich alles gesellige Leben auf, und ich entschloß mich, dem Wunsche des Herrn Frizzoni zu entsprechen und jetzt schon, statt erst im folgenden Mai, nach Bergamo abzureisen, obwohl es mitten im Winter war und die Reise wenig Annehmlichkeiten, aber desto mehr Strapazen und Gefahren in Aussicht stellte.

## VIII. Bergamo

### *Reise nach Bergamo*

Am vierzehnten Januar 1814 ging ich von Lausanne ab, wo ich meinen Zweck zwar nicht gehörig, aber doch zum Theil erreicht hatte. Weil auch